

Wenig geringer als Gott

Predigt zu Gen 11,1-9
Martinskirche Kassel, 25.6.2017

Nie werde ich den Moment vergessen, als ich zum ersten Mal in meinem Leben die Sixtinische Kapelle in Rom betrat und nach oben an die Decke schaute – und zum ersten Mal sah ich das Gemälde, auf dem Michelangelo die Erschaffung des Adam als erstem Menschen dargestellt hat. Eigentlich ist es – biblisch gesprochen – der Abschluß des Schöpfungsaktes, die Beseelung der menschlichen Kreatur: Der Mensch hält seine Hand hin – in fast lässiger und entspannter Geste. Und Gott – als der Aktive, der tätige Schöpfer – kommt dem Menschen so weit er kann entgegen; er streckt sich auf den Menschen hin aus und nähert sich mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand der Hand des Adam bis auf einen kleinen Abstand... auf daß der göttliche Funke überspringe wie von einer Elektrode zur anderen, ohne Berührung und doch voll spürbarer Energie.

Diese Gemälde schlug mich vom ersten Augenblick an in Bann – ich habe es lange betrachtet und konnte mir die Faszination nicht erklären, die es auf mich ausübte. Waren es die völlig anderen Bilder, mit denen ich mir im Gottesdienst und im Religionsunterricht die Schöpfung und die Erschaffung des Menschen versucht hatte vorzustellen?

Erst später, in meinem Theologiestudium, habe ich begriffen, daß es vor allem der kleine verbleibende Abstand zwischen Gott und Adam war, der mich faszinierte – weil er die eigentliche theologische Provokation ist, der man sich erst einmal stellen muß. Es ist eine geringe Distanz zwischen dem anthropomorphen Gott, dem Schöpfer in Menschengestalt, und seinem Ebenbild, dem Geschöpf nach seinem Bilde. Die Breite eines Fingers wird zur Herausforderung für Gott und Mensch – und das die ganze Heilsgeschichte hindurch.

Wir lesen in der Heiligen Schrift oft von der Hybris, vom hochmütigen Versuch des Menschen, den Abstand seinerseits überspringen und sein zu wollen wie Gott. Schon die Erzählung vom paradiesischen Anfang enthält diese Versuchung durch das Versprechen der Schlange: „Ihr werdet sein wie Gott und wissen, was `gut´ und `böse´ ist.“ Zugleich ist die Theologiegeschichte aber auch voll vom Versuch des Menschen, den Abstand zu vergrößern oder zumindest zu halten – und aus dem Gefühl eigener Unvollkommenheit und Schlechtigkeit heraus die von Gott gewollte Nähe zu seiner Kreatur in Frage zu stellen: „Was so schlecht ist wie ich Mensch es bin – das kann unmöglich zugleich so nahe sein dem guten Gott!“

Eine spannungsvolle kleine Distanz ... ein Fingerbreit – zu viel, zu wenig – oder gerade richtig?

Man möchte mit Worten des 8. Psalms (wir haben ihn eben eingangs gebetet) Gott nach dem Grund seiner lust- und energievollen Zuwendung zum Menschen fragen: „Was ist der Mensch, daß du an ihn denkst, des Menschen Kind – *das Menschlein* –, daß du dich seiner annimmst?“ Wieso legst du, Gott, denn nur so großen Wert auf deine Nähe zu uns, daß du den Abstand von dir zu uns immer wieder auf diese eine kleine Strecke reduzieren willst – auf den Fingerbreit zwischen dir und Adam?

Die im Psalm folgenden Sätze klingen fast wie eine Anklage: „Du hast den Menschen nur wenig geringer gemacht als dich selbst, hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt und ihm deine Schöpfung zu Füßen gelegt.“ Unausgesprochen, aber deutlich zu spüren ist der Gedanke: „Und was hat der Mensch aus dieser Würde gemacht? Kann er diese Größe überhaupt tragen?“ Und so hören wir fast automatisch die Worte mit, die Goethe im „Prolog im Himmel“ seines „Faust“ den Teufel (Mephisto) zu Gott sprechen läßt: „Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,

Und ist so wunderbarlich als wie am ersten Tag. Ein wenig besser würd er leben, Hättst du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben; Er nennt's Vernunft und braucht's allein, Nur tierischer als jedes Tier zu sein.“ Vernunft und Freiheit – das Signet des Menschen, mit dem er sich über alle andere Kreatur gestellt wiederfindet!

Denn nur in den Gärten der Freiheit geschehen Wunder – aber die freie Entscheidung gebiert auch die furchtbarsten Dinge, zu denen Menschen fähig sind; und wie oft wird das „vernünftig“ genannt, was nur dazu dient, sich bestialischer aufzuführen, als jedes Tier mit normaler animalischer Beißhemmung es tun würde?

Wir hörten eben eine erstaunliche Lesung: Da wird von Menschen berichtet, die seßhaft werden und sich eine Stadt, eine wehrhafte Zitadelle bauen wollen. Ihr Ehrgeiz ist nachvollziehbar: einen Turm zu bauen, der den Himmel berührt – und ihre Sorge ist nur allzu verständlich: sich damit einen Namen zu machen, damit man nicht in die Bedeutungslosigkeit zerstreut und auf den ganzen Erdkreis verteilt wird.

Aber Gott fährt dazwischen und macht diesen Plan zunichte. Einen kurzen Moment könnte man meinen, er habe Angst, von den Menschen erreicht und entthront zu werden. Seine Sorge ist: „Das ist erst der Anfang ihres Tuns – von nun an wird ihnen nichts mehr verwehrt bleiben können von allem, was sie sich vorgenommen haben.“ Die Sterne, nach denen die Menschen jetzt greifen, werden sie dereinst auch erreichen. Und dann?

Ist also die Verwirrung der Sprache, die er über die Menschen bringt, um ihre Kommunikation zu zerstören – ist das ein Versuch Gottes, den kleinen Abstand zwischen dem Finger des Schöpfers und dem des Geschöpfes zu wahren?

Er hatte den Menschen nur um ein Weniges geringer gemacht als sich selbst – aber ein Fingerbreit muß eben doch bleiben! So hatte ich es mir zumindest immer vorgestellt ...

Man mag einwenden, das sei zu göttlich vom Menschen und zu menschlich von Gott gedacht – ich denke inzwischen sowieso anders über diese Stelle aus dem Buch Genesis.

Wo Menschen eine Zitadelle bauen, da werden sie diese bald mit einem Heer, mit einer gut bewaffneten Armee bevölkern. Mauern dienen nicht nur zum eigenen Schutz, sondern auch zur Abwehr des Anderen, des Andersartigen. So verbindet sich gut umzäunte Häuslichkeit mit zweifelhafter Selbstidentifikation: Der Satz „Deutschland den Deutschen!“ kommt mir in den Sinn ...

Vielleicht war es gar nicht die vertikale Dimension des Bauunternehmens, die so erschreckend war – sondern eher das Fehlen einer Horizontalen.

Der Mensch wird in der Folge des göttlichen Eingreifens zerstreut hinein in die Diversität, in die Vielfalt. Und massiver noch als die Unheilserfahrung einer nun unmöglich gemachten direkten Kommunikation ist der Lernprozeß, daß er nicht nur andere als fremd und anders empfindet – sondern daß auch er selber für andere fremd und anders *ist!* Mit dieser Erzählung beginnt der Satz Realität zu werden, daß alle Menschen Fremde, Ausländer sind – fast überall!

Und wenn man dem menschenfreundlichen Gott unterstellen kann, daß er weder aus Angst noch aus Verachtung oder Zorn die Sprache der Menschen in die Vielfalt hinein gebracht hat, dann muß dahinter also ein anderer Sinn liegen. Nicht die Uniformität, nicht die Feindschaft dem Andersartigen gegenüber ist das von Gott gewollte Bild für die menschliche Gesellschaft, sondern Vielfalt, die sich im Habitus der Achtung und Neugier begegnet und kennen-, ja verstehen lernt.

Wir alle sind Teil einer Kultur, in die hinein wir geboren und erzogen worden sind. Das schafft uns notwendige Heimat und schenkt uns die Koordinaten für unsere Selbstvergewisserung. Aber jeder, der sich mit der Geschichte (der großen Lehrmeisterin aller Menschen) befaßt, weiß, daß der Wandel die einzige kulturelle Konstante ist, die man durch die Zeiten hindurch kontinuierlich wahrnehmen kann. Und so sind wir zugleich auch Wesen, die eingeordnet wurden in eine sich weiterentwickelnde Geschichte – wir Christen nennen sie: die Heilsgeschichte, weil wir wissen, daß Gott unsere Wege mit uns geht und daß er alles zu einem guten Ziel führen will – DAS Ewige muß in ständig

neu sich wandelnden zeitlichen Formen stets aktualisiert werden ...
DER Ewige ließ seinen Sohn Mensch werden in den Bedingungen von
Zeit und Raum, in eine konkrete geschichtliche Situation hinein. Mit
Manés Sperber gesprochen, bergen wir in uns die erlebte Vergangen-
heit gleichsam wie eine geronnene Zeit.

Wer das ernsthaft glaubt und wer bereit ist, aus der Historie zu lernen,
braucht sich weder in romantische Überzeitlichkeitsphantasien zu
flüchten noch das notwendige geschichtliche Gedenken als „Schande“
zu diskreditieren.

Vor allem aber sind wir zugehörig der Gattung Mensch – aufeinander
angewiesen und einander wortlos verbunden in der Anschauung unbe-
dingter und unverlierbarer Würde und höchsten Wertes eines jeden
menschlichen Lebens. Das ist die einzige Leitkultur, der wir uns bedin-
gungslos verpflichtet fühlen sollten und die zu achten allen aufzuerle-
gen ist, die mit uns leben.

Die Erfahrung von Alterität, von Andersartigkeit der Sprache, der Reli-
gion, der Ess- und Kulturgewohnheiten, der Hautfarbe – das alles sollte
uns nicht verunsichern oder Angst machen, sondern vielmehr heraus-
fordern, uns dazu zu stellen – Gemeinsamkeiten zu suchen und so ein
Stück der in Urzeiten verloren gegangenen Kommunikation neu zu fin-
den.

Wir alle sind Fremdlinge – und doch sind wir alle in einem uns nah: Je-
der Einzelne von uns ist nur ein Weniges geringer als Gott, der uns alle
geschaffen hat!

Das so zu denken und entsprechend zu handeln, kann sehr ermüdend
sein – aber um einen geringeren Preis ist menschenwürdiges Zu-
sammenleben nicht zu haben. Auf keinen Fall dürfen wir den lautstar-
ken Angstmachern auf den Leim gehen, die Andersartigkeit stigmati-
sieren und verteufeln wollen, weil sie nur durch die Projektion eines
Feindbildes Gemeinsamkeit zwischen Menschen herstellen können.
Und wenn sie sich dazu auf den Begriff der Tradition berufen, müssen
sie sich damit konfrontieren lassen, daß Tradition eben etwas höchst
dynamisches ist – nie statisch, sondern weit vorausweisend: Mit Georg
Bernard Shaw gesprochen ist Tradition eine Straßenlaterne – dem Klu-
gen leuchtet sie den Weg, der Dumme hält sich an ihr fest! Persönliche
Geborgenheit kann nie um den Preis von Haß erkaufte werden. Und
Angst ist zudem niemals ein guter Ratgeber gewesen ...

Der geschichtliche Weg, den der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs,
der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, mit uns Menschen ge-
meinsam gegangen ist, ist nicht mit der Verwirrung der Sprache in Ba-
bel zu Ende gewesen. In dieser Geschichte haben gläubige Menschen
die Entstehung von Vielfalt in Sprache und menschlicher Kultur zu er-
klären versucht – und zugleich haben sie diese Vielfalt eingeordnet in
den Willen und Plan des lebendigen Schöpfers.

Das ist – wie gesagt – ein mühseliger Prozeß. Denn Verständigung muß immer wieder neu herbeigeführt und erarbeitet, ein Konsens stets neu zwischen den Menschen guten Willens hergestellt werden: im Diskurs, im Streit und ggf. mit Kompromissen! Das ist schwer, ermüdend und manchmal auch frustrierend. Aber warum müssen wir es immer wieder tun? Weil es letztlich alternativlos ist, wenn wir in Frieden leben wollen.

Unter welchen Bedingungen kann das gelingen?

Hier greift die zweite biblische Erzählung ein, die wir heute gehört haben – sie entstammt der Apostelgeschichte, gewissermaßen der Gründungsurkunde unserer Kirche.

Mit dem Pfingstereignis geschieht etwas, was die babylonische Sprachverwirrung auf eine sehr eigene neutestamentliche Weise aufgreift und in einen fast paradiesischen Zustand zurückführt: Der Geist Gottes, der lebendige Liebesatem zwischen Gott Vater und Jesus Christus, befähigt Menschen unterschiedlichster Herkunft bezüglich Sprache und Kultur, einander zu verstehen und sich im Lob der Großtaten Gottes zu vereinen.

Eine Vision - zu schön, um wahr zu sein ... sind unsere Erfahrungen heute denn wirklich dementsprechend ...? Bis hinein in die Kirchen Jesus Christi, die so entsetzlich unterschiedlich reden, daß man um uns herum noch nicht einmal das Zeugnis für Christus als einheitlich und einstimmig erfährt?

Ja – dennoch! Es ist nicht nur eine Vision, es ist auch eine konkrete Verheißung!

Denn über alle Verschiedenheit hinweg ist es nun der Geist Jesu Christi, der uns aufeinander zuführt – der Verständnis ermöglicht, ohne Andersartigkeit uniformieren zu wollen – der im Anderen zuerst den Bruder, die Schwester sehen läßt und nicht etwas Fremdes und Bedrohliches. Auf diesem Hintergrund läßt sich auch das alte Gebet verstehen, das die Kirche seit Jahrhunderten zum Heiligen Geist betet: „Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe. Der du die Völker sämtlicher verschiedener Sprachen in einen geeinten Glauben versammelt hast!“ Dieses Gebet bete ich – und auf diesen Geist vertraue ich!

Ich sehe mich noch immer bewundernd unter dem Gemälde des Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle stehen. Und ich spüre, daß der kleine Abstand zwischen den Fingern Gottes und der Hand des Adam nur durch die Energie des Heiligen Geistes überbrückt werden kann, der Einheit in der Vielfalt kennt - der uns lehrt, daß die Begegnung mit dem lebendigen Gott nicht auf der Spitze eines umzäunten Turmes, sondern in der weiten Fläche menschlicher Lebens- und Kulturräume stattfindet. Und der uns zeigt, wie sehr uns die Erfahrung von Alterität herausfordern, aber auch durch einen neu gewonnenen Blick auf uns selber be-

reichern kann. Wie sagte es Bert Brecht? „Doch ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen, denn alle Kreatur braucht Hilf von allen!“

Amen.